PROF. DR. MARTIN REINHART

ist Juniorprofessor für Wissenschaftssoziologie und Evaluationsforschung am Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung und an der Humboldt-Universität zu Berlin. Er hat zu Begutachtungsverfahren in der Wissenschaft promoviert und führt zur Zeit u.a. ein Forschungsprojekt zu wissenschaftlichem Fehlverhalten durch.

Garantie für Innovativität?

Qualitätssicherung in der Wissenschaft

Wodurch zeichnet sich gute Forschung aus? Für Wissenschaftler steht mitunter die Anwendung von modernsten Forschungsstandards im Mittelpunkt. Von Seiten der Politik und Öffentlichkeit werden hingegen immer stärker möglichst innovative Ergebnisse gefordert, deren Mehrwert für das Leben und die Gesellschaft direkt messbar sein soll. Die Ansprüche von Forschern und Geldgebern driften spürbar auseinander. Damit bekommt die Qualität der Wissenschaft eine neue Relevanz, denn die Diskussionen über deren Notwendigkeit wirken sich auf die Vergabe von Forschungsgeldern und damit auf die Möglichkeit aus, überhaupt forschen zu können. Diesem Thema widmet sich das Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung (IFQ). Hier werden das deutsche Wissenschaftssystem und die Fördermittelvergabeprozesse beforscht und auch Informationen über dieses einer interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt. Wir haben mit dem Wissenschaftssoziologen Prof. Dr. Martin Reinhart vom IFQ über die Dimensionen wissenschaftlicher Qualität gesprochen.

Das Gespräch führte Kristin Oswald, ok@kulturmanagement.net

KM Magazin: Herr Prof. Dr. Reinhart, welche Indikatoren gibt es für die Bewertung von Wissenschaftsqualität?

Prof. Dr. Martin Reinhart: Es gibt zum Beispiel Indikatoren aus der Bibliometrie, sogenannte Zitationsanalysen. Das ist eine Möglichkeit, die wir am IFQ sehr intensiv nutzen. Man betrachtet, wie Zitationen und die Anzahl an Publikationen in einem Forschungsfeld verteilt sind und bildet ab, welche Qualitätsurteile Wissenschaftler selbst in ihrer Disziplin erteilen. Man setzt also nicht externe Standards an ein Forschungsfeld an. Der Nachteil ist, dass dies ein sehr eingeschränktes Bild ergibt, denn es ist schwierig, Informationen zu bekommen, die Vergleiche zwischen den Disziplinen oder Ländern erlauben. Zusätzlich ist die Einschätzung von Wissenschaftsqualität anhand von Forschungsinnovationen möglich. Man kann beispielsweise ähnliche Verfahren wie für die Bibliometrie auch auf Patente anwenden und versuchen, über deren Zahl und Qualität zu ermitteln, wie innovativ ein bestimmtes Wissenschaftsfeld ist.

KM: Lassen sich Unterschiede in der Forschungsqualität zwischen einzelnen Wissenschaftsbereichen in Deutschland festmachen?

MR: Beide beschriebenen Verfahren schließen bestimmte Disziplinen aus, weil diese zum Beispiel nicht an Bereichen forschen, die sich in Patente umsetzen lassen. Das trifft vor allem auf die Gesellschafts- oder Geisteswissenschaften zu. Für dieses Problem haben wir bisher keine alternativen Methoden entwickelt. Auch bei der Drittmittelvergabe findet nur bedingt ein Vergleich

... Garantie für Innovativität?

zwischen den Fächern statt, denn hier bewerten Gutachter die Projekte mit den Standards aus ihrem jeweiligen Tätigkeitsfeld. Das bedeutet aber nicht, dass die Geistes- oder Sozialwissenschaften weniger wissenschaftliche Qualität inne haben. Vielmehr finden ihre Leistungen eher langsam in die Gesellschaft und werden durch deren technischen Blick als weniger innovativ wahrgenommen. Zum Beispiel denkt niemand an die linguistischen Erkenntnisse hinter Suchmaschinen, die aus den Sprachwissenschaften kommen.

KM: Interdisziplinarität spielt demnach bei der Bewertung von Forschungsqualität nur eine geringe Rolle?

MR: Historisch hat sich das Wissenschaftssystem in den letzten 350 Jahren stark ausdifferenziert. Es gibt heute hunderte von Disziplinen und Teildisziplinen. Um in einer von ihnen erfolgreich zu sein, muss man alles ignorieren, was sich methodisch außerhalb von deren Grenzen bewegt. Durch interdisziplinäre Ansätze neues Wissen in den Teildisziplinen zu produzieren, ist dadurch kaum noch möglich. Nun fordert die Politik zwar vermehrt solche Forschung und integrierende Prozesse, die zugehörigen Denkweisen lassen sich aber nur schwer anordnen, denn die Forscher bewegen sich trotzdem im Rahmen ihrer erlernten Methoden. Wir und die Forschungsförderung brauchen dafür auch neue Begutachtungsverfahren und Qualitätsindikatoren. Entsprechende Projekte sind mit den fachspezifischen Standards schwerer einzuschätzen und schneiden deswegen im Vergleich mit der Konkurrenz oft schlechter ab. In unserer Forschung spielt außerdem eine Rolle, unter welchen Umständen interdisziplinäre Projekte zur Entwicklung neuer Disziplinen wie der Umwelt- oder Klimaforschung führen. Trotz ihres jungen Alters sind sie in der Zwischenzeit fest institutionalisiert, ihre Resultate haben auch außerhalb der Wissenschaft große Bedeutung und werden zum Beispiel von der Politik stark nachgefragt.

KM: Die Exzellenzinitiative ist ein Beispiel dafür, wie politischer Einfluss versucht, Forschungsqualität zu verbessern. Kann man das als erfolgreich bezeichnen?

MR: Das deutsche Hochschulsystem zeichnet sich dadurch aus, dass Hochschule Ländersache und die Universitätslandschaft nicht stark in eine Rangfolge untergliedert ist. Das zentrale Argument der Exzellenzinitiative war, dass Konkurrenz aber notwendig sei, um die wissenschaftliche Qualität zu erhöhen. Ein Universitätsranking ist aber nur bedingt ein Qualitätsindikator. Zudem beruht der Forschungsbetrieb vielmehr auf internationaler, individueller Konkurrenz innerhalb der Disziplinen. Inwieweit es also sinnvoll ist, zur Steigerung wissenschaftlicher Qualität ganze Universitäten zu vergleichen, ist fraglich.

Ein weiterer Grund, warum die Initiative ins Leben gerufen wurde, ist, dass das deutsche Universitätssystem nicht mit den internationalen Organisationsentwicklungen Schritt gehalten hat. Dies hat sich unter anderem durch die

... Garantie für Innovativität?

Exzellenzinitiative in den letzten zehn Jahren massiv geändert. So sind viele administrative Funktionen professionalisiert worden. Zugleich gab es an vielen Orten eine Verlagerung von Machtmitteln und Kompetenzen hin zur Universitätsspitze, also einen Abbau der demokratischen Selbstverwaltung und wissenschaftlichen Selbstbestimmung zugunsten der universitären Flexibilität. Die Qualität der Forschung hat sich auch dadurch aber kaum geändert.

KM: Wie sind die Qualitätssicherung und der reflexive Umgang mit den eigenen Methoden in der Forschung selbst institutionalisiert?

MR: Grundlegend institutionalisiert ist Qualitätssicherung im peer review, also der Begutachtung von Fachpublikationen, Anträgen für Forschungsmittel und Stellenbewerbungen durch Experten aus dem jeweiligen Forschungsfeld. Daneben werden zum Beispiel auf Konferenzen Forschung, Ergebnisse und Methoden präsentiert und diskutiert. Diese Verfahren sind eng an die Disziplinen und oft auch Einrichtungen geknüpft. Vor allem in den Geistes- und Sozialwissenschaften kommt es zudem regelmäßig zu Grundsatzdebatten über die Aufgabe der Disziplin, die Methoden und die Anforderungen durch gesellschaftliche Akteure. Zunehmend wird Qualitätssicherung aber auch fremdgesteuert, etwa durch stimulierten Wettbewerb um Förderungen oder die leistungsorientierte Mittelvergabe von Seiten der Politik. Diese Abhängigkeit der finanziellen Unterstützung ist in anderen Ländern wie England oder Australien aber noch viel stärker ausgeprägt.

KM: Grundlegend für die interne und externe Einschätzung von Wissenschaft ist der Begriff „Forschungsstandards". Inwieweit sind diese mess- und veränderbar?

MR: Forschungsstandards gelten innerhalb bestimmter Disziplinen. Sie sind auch für die dort angesiedelten Forscher oft individuell, zum Teil widersprüchlich und kaum operationalisierbar. Innerhalb der Forschungsfelder gibt es so viele Vorstellungen davon, was gute Forschung ausmacht, wie Wissenschaftler. Dies gilt erst recht über die Disziplingrenzen hinaus. Was es aber gibt, ist ein Stand der Forschung, anhand dessen man Projekte beurteilen kann. Das gilt für die Inhalte, aber noch mehr für die akzeptierten Selektionsverfahren wie peer review. Die Aktualisierung von Methoden basiert auf internen Erkenntnisprozessen, etwa durch bessere Ergebnisse, aber auch auf Austauschprozessen mit der Gesellschaft. So gibt es derzeit eine zunehmende Fokussierung auf Anwendungswissen, die an politische und gesellschaftliche Motive wie den Legitimitätsverlust von Wissenschaft gekoppelt ist.

KM: Trotz aller Bemühungen um Qualität und etablierte Methoden kommt es immer wieder zu gescheiterten Projekten. Wie wird mit diesen in der wissenschaftlichen Arbeit umgegangen?

MR: Man kann argumentieren, dass es keine gescheiterten Projekte gibt. Es ist auch ein Ergebnis, dass mit der anberaumten Methode das Ziel nicht erreicht werden kann. Weil aber Projekte immer mehr von der Finanzierung

... Garantie für Innovativität?

durch Drittmittel abhängen, muss deren Erfolg oft schon im Vorhinein versprochen werden. Das führt häufig dazu, dass Projekte im Verlauf nochmal abgeändert werden. Das wird von vielen Drittmittelgebern akzeptiert, ändert aber nichts daran, dass nicht signifikante oder erfolgreiche Resultate trotzdem in der Schublade verschwinden. Sie könnten aber eine interessante Information für Kollegen sein, weil sich auf diesem Weg verhindern liesse, dass dasselbe immer wieder erfolglos ausprobiert wird. Es müsste also möglich sein, solche Dinge in der wissenschaftlichen Literatur zu publizieren. Das gibt es aber nur in Ansätzen, denn das wissenschaftliche Ansehen steigt dadurch nicht.

Dieses Problem kann abgeschwächt werden, indem man transparenter macht, was gescheitert ist, zum Beispiel indem man die Datensätze hinter Publikationen verfügbar ins Netz stellt oder Experimente vor Durchführung angemeldet werden. Die flächendeckende Umsetzung solcher Neuerungen in einzelnen Disziplinen wird mindestens zehn bis fünfzehn Jahre dauern. Auch open peer review, also die Transparentmachung von wissenschaftlichen Gutachten, könnte Beiträge und Gutachten – auch anonym – einem Fachpublikum zur Diskussion zugänglich machen. Es ermöglicht zum Beispiel, wissenschaftliches Fehlverhalten leichter offen zu legen. Lange hat man Antragstellern die Begründung für Ablehnungen gar nicht kommuniziert. Die Forschung konnte aber zeigen, dass auf diesem Weg die Qualität von Anträgen, Projekten und Publikationen verbessert wird.

KM ist mir was wert!

- Anzeige -